

Helmut Kromrey: „Qualitativ“ versus „quantitativ“ – Ideologie oder Realität?

Vortrag auf dem 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung in Berlin am 25. Juni 2005 im Symposium „Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Differenz und/oder Einheit?“

I. Prinzipielles

Die Kollegin und die Kollegen, die nach mir sprechen, werden – wie Sie an den Vortragsthemen ablesen können – Konstruktives zum Thema des Symposiums beitragen. Das gibt mir die Chance, mich darauf beschränken, ein wenig an den Labeln „qualitativ“ und „quantitativ“ herumzunörgeln.

Diese Begriffe, die sich unausrottbar eingebürgert haben, um zwei unterschiedliche Strategien empirischer Forschung gegenüberzustellen, sind mir ein Ärgernis. Sie hatten vor 50 Jahren ihren Sinn, eignen sich aber heute allenfalls als Kampfbegriffe, um vorgebliche Unterschiede auf den Punkt zu bringen, die so gar nicht mehr existieren. Um es ganz deutlich zu formulieren: die Gegenüberstellung quantitativ versus qualitativ ist nach meinem Verständnis für die heutige Sozialforschung schlicht falsch; so falsch: falscher geht's nicht.

Wenn ich sagte: vor 50 Jahren hatten diese Begriffe ihren Sinn, dann denke ich (zum Beispiel)

- an das Berelson'sche Konzept der Inhaltsanalyse als „research technique for the objective, systematic, and quantitative description of the manifest content of communication“ (1952, 18)¹
- oder auch an noch frühere Untersuchungen von Zeitungsmaterial, in denen die Bedeutung bestimmter Themen des redaktionellen Angebots in Quadratzentimetern gemessen wurde, die sie auf den Zeitungsseiten einnahmen (Ritsert 1972, 15)²;
- oder an die daran anschließenden einfachen Frequenzanalysen, in denen die Häufigkeit isolierter Textelemente als Indiz ihrer Bedeutsamkeit oder der Stärke der darin zum Ausdruck kommenden Einstellungen galt.

Kracauers einflussreiche Kritik an dieser Art „statistischer Semantik“ war seinerzeit (1959)³ voll und ganz berechtigt. Bei solcher Art von „Inhaltsanalyse“ fehlten, darauf machte er aufmerksam, gerade „die besonderen Qualitäten von Texten“, nämlich die Sinngehalte (Ritsert 1972, 19). Er hielt daher – mit Recht – eine Umorientierung für unerlässlich, „die qualitativen Überlegungen einen besonderen Rang zumißt“ (Ritsert 1972, 19).

Und da haben wir sie – diese Entgegensetzung von „quantitativ“ und „qualitativ“.

Aber wer macht denn so etwas heute noch??

Wenn heute von „quantitativer Forschung“ gesprochen wird, dann ist dieser Streit längst vergessen, dann ist damit vielmehr eine Strategie gemeint,

¹ Berelson, B., 1952: Content Analysis in Communication Research, Glencoe

² Ritsert, J., 1972: Inhaltsanalyse und Ideologiekritik, Frankfurt/M.: Athenäum

³ Kracauer, s., 1959: The Challenge of Qualitative Content Analysis. In: POQ 16, Nr. 4, 631-641

- deren Ziel die Gewinnung präziser, vergleichbarer, intersubjektiv gültiger empirischer Informationen ist;
- deren Instrument die Erhebung von Daten ist, die den Charakter von „Messwerten“ haben sollen, die unmittelbar statistisch auswertbar sind.⁴

Solche Messwerte beziehen sich übrigens im Falle der Sozialforschung zwangsläufig weit überwiegend nicht auf quantitative, sondern auf qualitative Merkmale.

Zu charakterisieren wäre die sog. „quantitative“ Forschung treffender

- als ein streng zielorientiertes Vorgehen,
- das die „Objektivität“ seiner Resultate durch möglichst weitgehende Standardisierung aller Teilschritte anstrebt
- und das zur Qualitätssicherung die intersubjektive Nachprüfbarkeit des gesamten Prozesses als zentrale Norm postuliert.

Es gibt zahlreiche Fragestellungen, bei denen genau dies sinnvoll und unabweisbar ist.

Es gibt ebenfalls zahlreiche Fragestellungen, bei denen dies völlig unangebracht ist, in denen vielmehr ein offenes, situationsflexibles, die subjektiven Situationsdefinitionen der Forschungspersonen erfassendes Vorgehen sinnvoll und unabweisbar ist.

Und es gibt schließlich noch Fragestellungen, bei denen eine standardisierte Forschungsstrategie zwar wünschenswert wäre, wo jedoch die Voraussetzungen für die Entwicklung eines Gültigkeit beanspruchenden Designs für ein standardisiertes Vorgehen nicht gegeben sind (z.B. weil zu wenig gesichertes Vorwissen existiert). Ich hoffe, es hört mich kein überzeugter „Quanti“: Dies gilt eigentlich immer, wenn es um die Suche nach wirklich neuen Erkenntnissen geht. Hier drängt sich dann eine Kooperation „qualitativ:quantitativ“ (besser: offenen:standardisiert) geradezu auf.

II. Zwei Strukturmodelle empirischer Sozialforschung – Welchen Stellenwert hat hierin „quantitativ“?

Ein typisches Design standardisierter empirischer Sozialforschung ist das des Survey-Research, der Erhebung nicht-experimenteller Daten aus Stichproben in deskriptiver und/oder diagnostischer Absicht für Zwecke gesellschaftlicher Beobachtung, Meinungs- und Marktforschung, Entscheidungsvorbereitung u.v.m.⁵

Wenn Sie sich die logische und zeitliche Struktur dieses Design ansehen, werden Sie hinsichtlich des Kriteriums „Quantifizierung“ nicht fündig werden. Was Sie finden, ist jedoch ein schrittweiser Prozesse der Präzisierung einer Ausgangsfragestellung sowie der Konkretisierung und Standardisierung der aufeinander folgenden Arbeitsschritte:

- von der Fragestellung zur Festlegung des Objektbereichs, der Definition der Untersuchungs-„Objekte“, der Auswahl der Untersuchungs-„Objekte“ als „Merkmals-“, bzw. „Informationsträger“ sowie der Verfahren der Verallgemeinerung auf den gesamten Objektbereich;

⁴ Kromrey, H., 2005: Empirische Sozialforschung – standardisiert. In: Public Health Forum 13, Heft 47, 3

⁵ Daneben existieren selbstverständlich eine Reihe speziellere Designs für eingeschränkte Zwecke wie Theorie-/Hypothesentext, Evaluation, Experiment etc. (s. Kromrey, H., 2002: Empirische Sozialforschung, 10. Aufl., Opladen: UTB, Kap. 2)

- von der Fragestellung zur Festlegung des Strukturmodells des Objektbereichs per dimensionaler Analyse, Explikation der untersuchungsleitenden Modellhypothesen sowie Ableitung und Begründung von Indikatoren, um auf diese Weise den empirischen Informationsbedarf zu konkretisieren und abzugrenzen, der dann durch Messung von Merkmalsausprägungen bei den Untersuchungsobjekten in empirische Daten überführt wird, die wiederum die Basis sind für die abschließende Analyse und Informationsverdichtung;
- von der Fragestellung zur Festlegung des „Instrumentariums“ der Forschung, also präziser Begriffe, auf den Differenzierungsgrad des Informationsbedarfs zugeschnittener Variablen, der Datenerhebungsinstrumente sowie der für die Datenanalyse einzusetzender statistischer Modelle und Verfahren.

Erst auf dieser zuletzt genannten Stufe der Datenanalyse finden Sie endlich etwas „Quantitatives“. Bei statistischen Verfahren handelt es sich nun in der Tat um „quantitative Methoden“. Ihr Einsatz setzt „quantifizierbare“ (d.h.: unmittelbar auszählbare, weil jeweils Identisches abbildende), nicht jedoch „quantitative“ (d.h.: Quantitäten abbildende) Daten voraus.

Strukturmodell standardisierter nichtexperim. Forschung

Fragestellung der Untersuchung		
Objektbereich	dimensionale Analyse	semantische Analyse
Auswahl von „Elementen“ (UE) aus dem Objektbereich	Strukturmodell des Objektbereichs (forschungsleitende Hypothesen) Indikatoren	Begriffe Variablen (Merkmalsausprägungen)
UE als Merkmalsträger	Messen der Merkmalsausprägungen	„Instrumente“ der Datenerhebung
Verallgemeinerung	Datenerhebung Datenauswertung und „Interpretation“	Statistische Modelle und Verfahren

Was neben diesem eindeutigen „top-down“-Vorgehen (der schrittweisen Präzisierung der Arbeitsschritte sowie ihrer Ausrichtung auf einen zuvor zu präzisierenden Informationsbedarf) ins Auge springt, ist also nicht Quantifizierung, sondern das Bestreben, zu gültigen und zuverlässigen Messwerten zu kommen, die unmittelbar – ohne einen zwischengeschalteten Schritt der weiteren Deutung – für alle Untersuchungsobjekte vergleichbar sind. Und gemessen werden kann bekanntlich auf unterschiedlichen Messniveaus – von der schlichten Zuordnung klassifikatorischer Kategorien bis zur Ermittlung metrischer Werte.

Sehen wir uns nun zum Vergleich als Strukturmodell eines „qualitativen“ Forschungsvorgehens das Mayringsche Schema der 13 Säulen „qualitativen Denkens“⁶ an.



Was als erstes auffällt, ist die im Vergleich zum Schema der Survey-Forschung entgegengesetzte Richtung des Vorgehens: vom einzelnen Fall zur Verallgemeinerung, von der thematischen Offenheit zur Problemorientierung, von der methodischen Offenheit zur kontrollierten Analyse, vom Gegenstandsbezug zur abstrakten Theorie, ja sogar explizit bis zur Quantifizierbarkeit. Oder zusammengefasst: Wir sehen hier eine klare „bottom-up“-Vorgehenslogik; Präzisierung und Konkretisierung erfolgen schrittweise im Zuge des Forschungsprozesses und sind nicht vorab als Vorleistung in die Konzipierung des Designs einzubringen. Dies ist in der Tat ein zentraler Unterschied zur standardisiert verfahrenen Sozialforschung, aber dieser ist eben nicht auf der Dimension „Quantifizierung“ anzuordnen.

Mein Zwischenresümee: Es spricht vieles dafür, als erste Antwort auf die in meinem Vortragstitel formulierte Frage „Qualitativ“ versus „quantitativ“ – Ideologie oder Realität? schon einmal festzuhalten: Realität – nein!

III. Unterschiede „qualitative“ / „quantitative“ Forschungsstrategien

Bei den bisher noch wenig differenzierten Illustrationen möchte ich es jedoch nicht bewenden lassen (zumal möglicherweise der eine oder die andere überzeugte „Quali“ sagen wird: Der Mayring, der repräsentiert ja nicht „die richtige“ qualitative Forschung). Ich möchte deshalb noch etwas nachlegen und abschließend auf vier Dimensionen (Ziele der Forschung / Was steht am Beginn? / Informationssammlung /

⁶ Mayring, Ph., 1990: Einführung in die qualitative Sozialforschung, München: Psychologie Verlags Union

Auswertung) plakativ gegenüberstellen, was mir jeweils typische Tendenzen der beiden Schulen zu sein scheinen. Auf Erläuterungen muss ich wegen der zeitlichen Beschränkung verzichten:

	ZIELE	
	„qualitativ“	„quantitativ“
„qualitativ“ / „quantitativ“ (1)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Entdeckung von Strukturen und Zusammenhängen; ▪ Einbettung des Einzelfalls in Strukturen; ▪ Herausarbeiten individueller Besonderheiten; ▪ Entdeckung empirisch gestützter Theorien 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Präzisierung von (als gegeben unterstellten) Strukturen und Zusammenhängen; ▪ Globale Betrachtung einer möglichst großen Zahl von Fällen; ▪ Ausblenden individueller Besonderheiten zugunsten genereller Tendenzen; ▪ Prüfung vorgängiger Theorien / Hypothesen
„qualitativ“ / „quantitativ“ (2)	<p>Am ANFANG steht</p> <p>„qualitativ“</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ “ungenauere” Themenstellung ▪ ein nur grob und vorläufig abgegrenzter Gegenstandsbereich ▪ Informationsbedarf über Strukturen und Zusammenhänge 	<p>„quantitativ“</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ eine möglichst präzise Themenstellung ▪ ein möglichst präzise und endgültig definierter Gegenstandsbereich ▪ Informationsbedarf zu genau angebbaren Fragen

Vorgehensweise bei der Informationssammlung (METHODEN)

„qualitativ“

- (kontrollierte) “Subjektivierung” der Informationserhebung: Tiefe, Reichweite, Kontext von Informationen;
- breite Informationssammlung aus möglichst vielfältigen Perspektiven und möglichst wenig selektiv;
- nur “sensibilisierende” Hypothesen;
- Offenheit gegenüber allen unerwarteten Erkenntnissen;
- dadurch Notwendigkeit der “Deutung” der Informationen zur Gewinnung von “Daten”;
- gegenstandsnahe Daten

„quantitativ“

- (kontrollierte) “Intersubjektivierung” der Datenerhebung (“Objektivierung” durch Methoden, Ausschalten von Kontexteinflüssen)
- bis ins Detail gehende gedankliche Vorstrukturierung des “relevanten” Gegenstands-bereichs, gezielt selektive Datenerhebung;
- “untersuchungsleitende” Hypothesen;
- Einsatz verbindlich standardisierter Verfahren und Methoden;
- dadurch Gewinnung unmittelbar vergleichbarer “Daten”;
- Repräsentativität der Daten

Vorgehensweise bei der AUSWERTUNG

„qualitativ“

- Rekonstruktion der in den Informationen enthaltenen Konzepte, Strukturen, Regelmäßigkeiten mittels hermeneutischer Strategien;
- fallorientierte Analyse: Klassifikation gleichartiger Fälle, Kontrastierung mit gleichartigen Fällen (Typenbildung), ggf. erneute Informationsbeschaffung;
- Formulierung empirisch gestützter, gegenstandsbezogener Hypothesen / Theorien

„quantitativ“

- Datenaufbereitung und Auszählung;
- Auswertung unter Rückbezug zu den vorab formulierten Hypothesen und Fragestellungen;
- variablenorientierte Analyse: Zusammenhänge zwischen Merkmalen (über alle Fälle hinweg), Konstruktion von Zusammenhangs-”Modellen”; Verwendung statistischer Analysemodelle und -verfahren;
- “empirischer Test” von Hypothesen / Theorien; Verallgemeinerung durch Abstraktion

IV. Resümee

Hiernach überlasse ich es Ihnen selbst, Ihr abschließendes Fazit zu ziehen. Meines jedenfalls lautet: Die beiden Labels quali/quantum sind irreführend und eignen sich allenfalls, wenn man es gern undifferenziert hätte. Man sollte diese Begriffe aus dem Sprachgebrauch der Methodologie streichen und durch geeignetere, den faktischen Unterschieden Rechnung tragende Gegenüberstellungen ersetzen.

Ich weiß allerdings: Die Bezeichnungen sind so im Sprachgebrauch verankert, dass sich daran auch nach meinem Vortrag nichts ändern wird. Trotzdem: Schön, mal darüber gesprochen zu haben.